

Armen von Assisi heran: Das erste Kapitel bietet in gedrängter Form das Werden des Heiligen in seinem geschichtlichen Verlauf, das zweite umreißt die *forma vitae*, die innere Wesensgestalt des Franziskus, und, da er mehr als irgendein anderer Ordensstifter persönlich Form und Gesetz seiner Brüder ist, des Franziskanischen. Im dritten wird gefragt, wie die Zeit den Ruf zurückgab, der im heiligen Franz an sie ergangen war, und kurz angedeutet, wie sehr unsere gegenwärtige Stunde die Stunde des hl. Franz von neuem sein könnte. „Wenn aber die Mauern wirklich stürzen sollten . . .“, so wird die Gestalt des Bettlers erscheinen zwischen den Trümmern im tiefen Dunkel der Nacht, und er wird hindurchschreiten durch den Untergang, unversehrbar und allein von der Gnade beschützt, und er wird in seiner Brust alles tragen, dessen die Menschheit jenseits des Untergangs bedarf: den Gehorsam gegen den Herrn und seine Stiftung, die Demut, die über die Welt siegt durch die völlige Unterwerfung unter alle, die Liebe, die sich jeder Anklage enthält, die Freiheit der vollkommenen Armut, die mächtig redende Glut der Heiligkeit und die ganze Herrlichkeit der in Christus verkärten Welt“ (S. 101). Ein schmales Buch, das aber in seiner Dichte und Tiefe ein umfangreiches aufwiegt und einen ganz neuen Blick auf den Heiligen schenkt. F. Hillig S.J.

Adler und Taube. Eine Studie in Gegensätzen. Die heilige Teresa von Avila. Die heilige Therese von Lisieux. Von V. Sackville-West. (251 S.) Hamburg 1947, Christian Wegner. Geb. DM 9.—.

Hagiographie ist eine schwere Aufgabe. Auch ein begnadeter Erzähler mit psychologischem Scharfblick vermag ihr nicht gerecht zu werden, wenn er die Gestalt der Heiligen nicht von ihrer Mitte, von der religiösen Existenz her zu erfassen vermag. Dies Buch ist bei all seinen äußeren Vorzügen — Farbigkeit und Gewandtheit der Darstellung — ein Beispiel für solch ein Versagen. Die geistvolle Gattin Harald Nicholsons hat sich, gewiß nicht ohne Ernst und lautere Absicht, bemüht, dem modernen Engländer eine ihm fremde Welt wieder nahezubringen. Es konnte aber doch nur gewissermaßen ein anziehender Fremdenführer entstehen, der die Eindrücke eines ehrlich interessierten Touristen über ein ungewöhnliches und in mancher Hinsicht merkwürdiges Land wiedergibt. Es fehlt an der inneren Schau, die sich auch nicht durch gescheite — zuweilen ins Rationalistische

abgleitende — Betrachtungen über das Wesen der Mystik ersetzen läßt. Die wesentlichen Konturen können so nicht hervortreten. Daß sie sich aus unserer Zeit heraus aufzeigen lassen, bewies erst kürzlich das schöne Buch des Schweizer protestantischen Theologen Walter Nigg „Große Heilige“ (Zürich 1946) oder Ida Friederike Goerres' „Verborgenes Antlitz“. Ein paar Beispiele mögen zeigen, woran es der Verf. fehlt: Wir erfahren nichts über den Zusammenhang zwischen der Krankheit Teresas von Avila in ihrer ersten Lebensphase und ihrer Gottesferne, über das Erlebnis im Oratorium angesichts des Christus an der Marterssäule, durch das die göttliche Gnade gewaltig in ihr Leben eintrat und die entscheidende Umkehr bewirkte. Es werden uns allerhand Details über das mystische Erleben der Heiligen berichtet, aber die zentrale Bedeutung, die das „große Gespräch“ (Walter Nigg) in ihrer gesamten Existenz hatte, wird nicht herausgearbeitet. Auch bei der Darstellung der hl. Therese von Lisieux dringt die Verfasserin nicht tief genug. Wenn sie etwa in der „Geschichte einer Seele“ fast nur die negativen Seiten — den „Infantilismus“, das „salbungsvoll Süßliche“ sieht (S. 205) oder feststellt — einer der Eckpfeiler ihrer „Studie in Gegensätzen“ —, die eigentliche Begabung dieser „nicht unnachahmlichen Heiligen“ habe in ihrer Fähigkeit gelegen, „die täglichen Bedürfnisse des einfachen Volkes bildlich zum Ausdruck zu bringen“, ihr Denken sei „nicht neu und ursprünglich“ gewesen (S. 183), so braucht man nur nachzulesen, was I. F. Goerres über den „Durchbruch einer neuen und schöpferischen Gestalt christlichen Daseins“ mitteilt, um zu erkennen, daß die wesentlichen Züge in ihrem „verborgenen Antlitz“ nicht erfaßt wurden. O. M. von Nostitz

Philosophie

Die innere Stimme. Scham und Gewissen als Wesensausdruck menschlicher Personalität. Von Jakob Hommes. (34 S.) Freiburg i. Br. 1948, Karl Alber.

Es geht Hommes in dieser kurzen, aber anregenden Schrift letzten Endes um nichts Geringeres als die „Hinführung der heutigen, von Kierkegaard und Nietzsche ausgehenden Existentialdenker zur augustiniisch-thomistischen Metaphysik“ (8). Zu diesem Zweck unterzieht er zwei Grundphänomene der menschlichen Struktur: Scham und Gewissen, einer phänomenologischen

Beschreibung. Hierbei gelangt er zur Ablehnung jenes übersteigerten Objektivismus, der die besondere Eigenart des Menschen und seinen wesenhaften Unterschied von der übrigen Welt übersieht. So gibt Hommes dem Existentialismus recht, der es für unmöglich erachtet, das Ich mit den bloßen Mitteln der Welt zu interpretieren, und sich darum zur Überlegenheit des Ich gegenüber der Welt bekennt. Doch nun geht Hommes auch über die übersteigerte subjektivistische Position des Existentialismus hinaus. Am Beispiel eines um das Schuhwerk seiner Kinder besorgten Vaters von heute zeigt er, daß Gewissen und Scham nicht nur ein bestimmtes Sein wollen, persönliche Echtheit und Wahrheit und die Einheit eines persönlichen Lebensstil fordern und beurteilen, sondern außerdem noch ein ganz bestimmtes Sein wollen als Maßstab anlegen, nämlich das Wollen, so zu sein, wie es der Ordnung der Welt, zu der man sich im Handeln verhält, in Wahrheit entspricht. In das Sein wollen des Menschen ragt eben die vorgegebene Wirklichkeit seiner selbst und der Welt hinein, so daß der Imperativ „Werde du selbst!“ die Forderung nach Beachtung und Anerkennung der gesamten Wirklichkeit in sich schließt. Wer allein ein von der Welt gelöstes „Man-selber-Sein“ erstrebt, übersieht den auf das vorgegebene Wirkliche des eigenen Lebens und der äußeren Welt transzendierenden Charakter des menschlichen Daseins und verkennt das Wesen der Sittlichkeit, das in der „Übereinstimmung mit der objektiven Wirklichkeit besteht“ (23). In alledem offenbart sich eine ursprüngliche Aufeinander-Angelegenheit von Welt und Selbst. Wenn aber die Treue zu sich selbst mit der Treue zu seinem wahren und wirklichen Sein in der Welt identisch ist, so ist sie es auch mit der Treue zu seinem Gott; denn das sein eigenes Sein in der Ordnung der Welt bezielende Selbst erfaßt in einer zweiten Transzendierung auch noch das als tragender Urgrund und als verpflichtendes Maß aufscheinende „Sein-selbst, welches das Sein Gottes ist“ (33). H. Pfeil.

Auf dem Weg zu Augustinus. Von Heinz Zimmermann. (227 S.) München 1948, Kösel-Verlag. DM 5.50.

Der Ausgangspunkt dieser philosophischen Untersuchung ist die Fragwürdigkeit des modernen Denkens, das sich nicht nur durch einen groben Materialismus, sondern ebenso durch einen Psychologismus, der dem Körperlichen verhaftet bleibt und die Eigennatur der geistigen Werte leugnet, den

Zugang zu Gott verbaut. Es ist das Anliegen des Verfassers, diesem Denken den Weg zu weisen, der die Seele über Raum, Zeit und Gestalt hinweg ins Reich des Unveränderlichen, zum dreieinigen Gott aufsteigen läßt. Diesen Weg ist Augustinus gegangen und so dient der Heilige als Führer, wenn auch der Verfasser nicht auf eine eigene Denkbahn verzichtet. Insbesondere erscheint uns der von ihm eingeführte Begriff der „Verbindung“, mit dessen Hilfe er die ganze Skala der Werte als „eine Stufenfolge der verbindenden Geltungen“ begreift (S. 102), der thomistischen Gedankenwelt näher zu stehen als der platonisch-augustinischen Ideenlehre. Im übrigen dürfte es in der Natur des Themas liegen, wenn sich auf diesem erkenntnistheoretischen „Weg zu Augustinus“ trotz der reichen — zuweilen freilich etwas fragmentarischen — Zitate nicht die ganze Fülle des augustinischen Denkens erschließt, das immer von christlicher Liebessehnsucht gespeist wird und sich in letzter Demut vor dem Unbegreiflichen bescheidet.

O. M. von Nostitz

Gesetz und Freiheit. Eine Einführung in die Philosophie von G. W. Leibniz. Von H. L. Matzat. (113 S.) Köln 1948, Staufen-Verlag. DM 4.—

An der Frage des Verhältnisses zwischen Gesetz und Freiheit wird die geschichtliche Stellung von Leibniz dargestellt. Der Ansatzpunkt ist für den Zweck gut gewählt. Leibniz versuchte eine Synthese zwischen dem mittelalterlichen Denken, das für Freiheit Platz hatte, und der neuen naturwissenschaftlichen Auffassung; sie ist wohl nicht so gut gelungen, wie Matzat anzunehmen scheint. Neben der als mechanisches Kunstwerk betrachteten Welt, wo alles nach einer innern Mechanik geschieht, die durch Gottes Willen nach dem Gesetz der höchsten Vollkommenheit festgelegt ist, steht unvermittelt der Gottesstaat der Freiheit. Leibniz sucht die Freiheit mit dem Determinismus der alles festlegenden Naturgesetze durch die Idee des infinitesimal Kleinen zu vereinen: zwischen zwei Determinationen bleiben immer noch unendlich viele Möglichkeiten. Aber so kommt es, daß die Freiheit immer ausschließlicher bloß in das Wie, also in das Innere verlegt wird, das auf das Was, den realen Ablauf keinen Einfluß hat. So kommt Leibniz zwischen Luther und Kant zu stehen. Gerade diese Verteilung — der Freiheit auf das Wie und der Notwendigkeit auf das Was — scheint uns nicht ohne Gefahr zu sein. A. Brunner S. J.